



Dorothy Iannone im Jahr 1970:
 „Der nächste große Moment der Geschichte gehört uns.“
 FOTO: DOROTHY IANNONE, AIR DE PARIS, PERES PROJECTS

Wir schaffen die Welt

Keine Künstlerin der alten Bundesrepublik ist so viel zensiert worden wie Dorothy Iannone mit ihren bunten Liebesbildern. Ihr fröhlicher Feminismus wird jetzt in Berlin wiederentdeckt

VON KIA VAHLAND

Wer von der U-Bahn zur Berlinischen Galerie schlendert, kommt am Redaktionsgebäude der taz vorbei. Ein Wandrelief von Peter Lenk zeigt eine Karikatur des Chefs der rivalisierenden *Bild-Zeitung*, genauer: Sein Genital erstreckt sich über fünf Stockwerke. Und soll Einfluss, Macht, Gemeinheit und Konkurrenz symbolisieren, alles Mögliche also – aber sicher nicht Sex. Kaum ein Pasant merkt auf. Ein solch überfrachtetes Penis-Bild – derb, banal, pubertär – mitten im öffentlichen Raum geht in unserer visuellen Kultur anstandslos durch.

Was lange nicht ging, war Dorothy Iannones Malerei. Keine andere ernstzunehmende Künstlerin der alten Bundesrepublik kann eine solche Chronik von Zensurmaßnahmen vorweisen. Die großen Tabubrecher der Kunstszene fürchteten sich angesichts ihrer bunt-ornamentalen Leinwände. Einmal, 1969 in Bern, verhinderten Künstlerkollegen Iannones Bilder in einer Gruppenschau, aus Angst um ihren Ruf und den des damals schon legendären Kurators Harald Szeemann. Und tatsächlich, auch Szeemann, das Enfant terrible, zog den Schwanz ein. Iannone schilderte die Intrige später in einem sehr lustigen Comic.

Im Ergebnis aber ist ihre bunt verspielte Malerei nach den jahrelangen Versteckspielen längst nicht so bekannt, wie sie es verdient hätte. Erst auf der Berlin-Biennale 2006 wurde die 1933 in Boston geborene Wahl-Berlinerin wiederentdeckt, jetzt richtet ihr die Berlinische Galerie eine umfassende Retrospektive aus.

Ein Penis ist in dieser Malerei ein Penis – und kein Zeichen von Herrschaft

Man muss die manchmal naiven Figuren, das Getümmel auf den Bildern, die Anleihen an fernöstliche Maltraditionen nicht mögen, um anzuerkennen: Dorothy Iannone hat etwas Eigenständiges erfunden und lässt sich darin schon ein halbes Jahrhundert lang nicht beirren. Sie malt die körperliche Liebe, und anders als in der Pornografie und in pseudoerotischer Werbung geht es wirklich um sie: um das Wohlbefinden, den Rausch und die Kommunikation der Körper, um eine reife, auf Gegenseitigkeit ausgerichtete Sexualität.

Ein Penis ist hier ein Penis, kein Herrschaftszeichen. Er muss nicht, wie beispielsweise an dem Wandbild der taz, irgendetwas anderes als sich selbst symboli-

sieren. Und er ist selten allein. Iannones abstrahierte Vaginas mit runden Lippen und rotem Punkt sind die Protagonistinnen so gut wie all ihrer Gemälde.

Warum hat sich diese fröhliche, vielleicht sehnsüchtige, aber immer gewaltfreie Vision nicht durchgesetzt? Parallel zur Nicht-Karriere der Dorothy Iannone hat sich die Bundesrepublik in ihren intimen Bildwelten radikal geändert, die sexuelle Befreiung der Achtundsechziger mündete in eine sich bis heute steigende Pornografisierung des Alltags. Dagegen kämpfen viele Feministinnen an, und lange konnte man den Eindruck haben, bei der Emanzipation ginge es hierzulande mehr um Sex als um Ökonomie und Politik. Dass sich in all den Jahrzehnten engagierter Frauenbewegung die Löhne und der Anteil an der Kindererziehung angeglichen hätten, dass Frauen in Karriereberufen und im öffentlichen Leben ebenso viel zu sagen hätten wie Männer, dass also Privilegien und Lasten gerecht verteilt wären – das ist immer noch nicht erreicht.

Nun ist es natürlich richtig, sich gegen Zwangsprostitution zu engagieren oder gewalttätige pornografische Filme abzulehnen. Es ist angebracht, sich lauthals gegen sexuelle Belästigungen und Beleidigungen aller Art zu wehren. Bloß: Wer nichts ande-

res tut und wahrnimmt, ändert Strukturen nicht, sondern verfestigt sie.

Denn die Menschen sind nicht nur Beobachterinnen und Beobachter der Welt – sie stellen sie auch her, jeden Tag aufs Neue. Regisseurinnen, Künstlerinnen und Publizistinnen, die sich immer nur Bilder sexueller Unterdrückung ausdenken, prangern irgendwann nichts mehr an. Sie reproduzieren in der kollektiven Imagination eben jene Verhältnisse, die sie eigentlich abschaffen wollen. Deswegen fühlen sich beispielsweise so viele Fernsehende an wie eine Zeitmaschine rückwärts. Die Gesellschaft ist manchmal längst weiter als ihre Interpretinnen und Interpreten.

Dorothy Iannone hält es anders. Sie erzählt weniger von alter Wirklichkeit und mehr von neuen Wünschen. Und da wird nicht gelitten, sondern gefeiert und genossen. Es wird begehrt, gelacht, geredet (die Malerin fügt oft assoziative Texte in die Bilder ein). Das wirkt vielleicht, verteilt über mehrere Museumssäle, nicht sehr variantenreich. Aber Dorothy Iannone musste jahrzehntlang immer dasselbe malen, um endlich gesehen und gehört zu werden.

Dorothy Iannone, bis 2. Juni in der Berlinischen Galerie in Berlin.